SPRACHPLANUNG AM BEISPIEL 'KLEINER' ROMANISCHER SPRACHEN

DE

RUDOLF WINDISCH

In einem bemerkenswerten Aufsatz, „Sprachverfall und Sprachtod besonders im Lichte Indogermanischer Sprachen" hat Oswald Szemerényi (cf. Szemerényi 1981) verschiedene Formen von Sprach—„Tod" und Sprach — „Verfall" diskutiert. „Sprachtod" scheint ihm ein klarer Begriff, er besagt, daß „eine Sprache von einem gewissen Zeitpunkt an nicht mehr gesprochen wird, sie stirbt aus" (p. 281). Diese Form von „Sprachtod" kann beispielsweise in der brutalen Form von Genozid ablaufen, wie ihn etwa Indianerstämme im Amazonasgebiet erlitten, oder auch in Form eines kontinuierlichen Zerfalls, der — wie z. B. im Fall des *Kornischen* oder des *Manx*, also keltischen Mundarten — zum sicheren Tod führte. Ein solcher Sprachverfall muß aber laut Szemerényi nicht notwendigerweise zum Tod führen : der Verfall kann aufgehalten, „sozusagen umgedreht, oder wenigstens von der Todesfalle abgelenkt werden" — Beispiele dafür sieht Szemerényi u.a. in zu Beginn der ersten Jahrhunderte n. Chr. gesprochenen iranischen Dialekten ; der „Verfall" kann schließlich als ein „Prozess der Vereinfachung" verstanden werden, den viele Sprachen im Verlaufe ihrer Geschichte durchgemacht haben ; Beispiele sind für Szemerényi europäische Minderheitensprachen wie z. B. das Bretonische, das Schottisch-Gälische oder aus dem romanischen Bereich das Okzitanische in Südfrankreich. Ob diesen Sprachen — und noch vielen anderen — in absehbarer Zeit das Schicksal „Sprachtod" droht, läßt Szemerényi (1981 : 295) offen : „Möglich — aber das Aufleben der nationalistischen Strömungen in Westeuropa kann solche Prophezeiungen noch Lügen strafen."

Wir wollen im folgenden aber weder die Gründe diskutieren, die zu Sprachverfall, bzw. Tod führen, noch die Formen, unter denen dieser Vorgang abläuft. Wir wollen lediglich verfolgen, ob 'kleinen' romanischen Sprachen — das eben erwähnte Okzitanisch darf hierzu gerechnet werden — durch eine verbesserte Sprachplanung das Schicksal „Sprachtod" erspart bleibt.

Unser Beitrag gliedert sich in drei Abschnitte :

1. Vorstellung des Sprachplanungs-Programms (engl. *language planning* ; kurz : lg. pl.) ;

BDD-A1370 © 1986-1987 Editura Academiei
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 12:59:41 UTC)

2. Ein Beispiel für Sprachplanung: Verschriftlichung der rätoromanischen Mundarten Graubündens: ist das Rumantsch-Grischun eine neue romanische Schriftsprache?

3. Ausblick auf das Schicksal von 3 weiteren 'kleinen' romanischen Sprachen: Okzitanisch in Südfrankreich; Galicisch in Nordportugal, Aromunisch auf der Balkanhalbinsel: könnten diese 'Sprachen'/'Mundarten' durch eine Verschriftlichung bzw. durch eine Verbesserung ihrer Schriftnorm ihre Existenz behaupten?

Zum 1. Abschnitt, zum *language planning*. Zu unterscheiden ist zunächst zwischen Sprachplanung und Plansprachen: unter Plansprachen versteht man „geplante Sprachen", d. h. künstliche geschaffene Sprachen wie z. B. das Esperanto, Ido, Volapük u.a. (cf. Haupenthal 1976). Das *language planning* bezieht sich vorwiegend auf die Ausarbeitung von National — bezw. Regionalsprachen, bzw. auf Fragen der Planung der Normierung und Verschriftung innerhalb dieser beiden. Das lg. pl. ist eine jüngere Disziplin der 60—/70-er Jahre und kommt aus den USA. 1966 fand in Airlie House, Warrenton, Virginia, eine Konferenz statt, auf der das *International Research Project on Language Planning Process* (IRPLPP) begründet wurde. Zwei wesentliche Punkte wurden hier erstmals anvisiert:

1. die Ausbildung spezieller Sprachwissenschaftler für das lg. pl.;
2. Ausarbeitung von exemplarischen Beispielen für Datenerfassung, Durchführung von soziolinguistischen und sprachpolitischen Analysen als Vorgabe für weitere Arbeiten.

Die theoretischen Vorarbeiten waren — um nur die wichtigsten zu nennen — mit den Namen von Einar Haugen, Joshua A. Fishman, Charles A. Ferguson, Juan Cobarrubias, Joan Rubin, Bjørn H. Jernudd, Glyn Lewis, Jyotirindra Das Gupta u. a. verbunden.

Die Vorgehensweise der ersten Sprachplaner war zunächst eher praktisch als methodisch/theoretisch ausgerichtet: man leistete erste vergleichende Feldarbeit und zielte auf die Demonstration der Durchführbarkeit und Angemessenheit vergleichbarer lg. -pl. — Problem auf der Grundlage umfassender Data-Sammlungen und standardisierter „questionnaires". Bei den Versuchen der Normierung sprachlich-dialektaler und soziolektaler Varianten zu einer neuen, gehobenen Sprachnorm war man zudem auf die Hilfe lokaler Spezialisten, auch Ethnographen, angewiesen. Sprachplanung ist heute vor allem in Entwicklungsländern der Dritten Welt zu einem sprachpolitischen Problem geworden, aber z. B. auch im Vielvölkerstaat Sowjetunion; es stellt sich die Frage, ob Sprachplanung dabei nicht bisweilen zu einer Form von Sprachpolitik geworden ist, mit dem Primat der Politik über die Sprachwissenschaft.

Kommen wir zur Verdeutlichung auf das lg. pl. — Modell von Einar Haugen. 1983 legte Haugen (1983 : 275) eine überarbeitete Form seines aus den frühen 60-er Jahren stammenden Sprachplanungsmodell vor.

Das erweiterte Modell Haugens hat folgende Form (Haugen 1983 : 275):

	Form (policy planning)	Function (language)
Society (status planning)	1. Selection (decision procedures)	3. Implementation (educational spread)

BDD-A1370 © 1986-1987 Editura Academiei
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 12:59:41 UTC)

	1. a. identification of problem	3. a. correction procedures
	1. b. allocation of norms	3. b. evaluation
Language (corpus pl.)	2. Codification (standardization procedures)	4. Elaboration (functional development)
	2. a. graphization	4. a. terminological modernization
	2. b. gramatication	
	2. c. lexication	4. b. stylistic development

Auf den Ebenen *society* und *language* stellen die Termini *status planning* und *corpus planning* nicht lediglich eine terminologische Explizierung dar, sondern berücksichtigen eine 1969 von H. Kloss (1969) gemachte Unterscheidung:
status planning: umfaßt offizielle, regierungsamtliche Entscheidungen darüber, welche Sprache, bzw. Sprachnorm in einem Land/bzw. einer Region zu welchem Zweck, d. h. etwa als Amtssprache anerkannt werden soll, bzw. benutzt werden darf.
corpus planning umfaßt die eigentlich linguistischen Bemühungen, in eine vorgefundene Sprache, die den Status einer politisch anerkannten Norm erreicht hat, normierend, korrigierend, verbessernd einzugreifen.
(1.) *Selection of form*, betrifft die Wahl einer bestimmten Sprache für einen bestimmten Zweck. Haugen denkt hier in erster Linie an eine offizielle Sprachpolitik, d. h. Festlegung einer Amtssprache, Vorschriften über Auswahl und Form von Unterrichtssprachen, usw. Als konkrete Beispiele zukünftiger Planung auf dieser Ebene könnte — laut Haugen — etwa die Entscheidung gelten, das Englische in Irland durch Irisch zu ersetzen.
Wichtig laut Haugen ist: die *selection of form* wird durch die Gesellschaft, vertreten durch ihre Führer, durchgeführt — sie ist eine Art „politischer Planung" *(policy planning)*, d. h. eine bestimmte Form, ein Begriff, eine ganze Sprache, die sich eines gehobenen, allgemein anerkannten sozialen *Status* erfreut, soll durchgesetzt werden. Da aber jederzeit Neuerungen aus allen sozialen Bereichen, z. B. politisch, kirchlich, aber auch regional, diesen *Status* erreichen können — also ungeplant — sind auch diese auf der Ebene der *selection of form* bei der „Sprachplanung" zu berücksichtigen.

(2.) *codifcation of form*, meint die verbindliche Festlegung einer Norm, gewöhnlich in Form von Grammatiken und Wörterbüchern. Die Kodifizierung kann — als ersten Schritt — die Verschriftung der betreffenden Sprache/bzw. Norm einschließen: Versuche dieser Art der Kodifizierung reichen weit zurück, beispielsweise die Aufnahmen südamerikanischer Eingeborenensprachen durch christliche Missionare im 16./17. Jahrhundert.

(3.) *implementation of function*, wörtlich etwa „Anwendung/Durchsetzung der Function", betrifft die Maßnahmen einer Regierung zur Annahme und Verbreitung einer selektierten und kodifizierten Sprachnorm. Da es sich hierbei gewöhnlich um eine *geschriebene* Sprache handelt, erstrecken sich die geplanten Maßnahmen sichtbar auch auf Buchproduktion, Zeitungsdruck, Propagierung durch Massenmedien;

(4.) *elaboration of function*, bedeutet die Ausarbeitung und Erstellung von Spezialwörterbüchern, die gleichsam vertiefte *implementation* einer bestimmten Norm, um den Anforderungen einer modernen Welt auch sprachlich zu genügen;

BDD-A1370 © 1986-1987 Editura Academiei
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 12:59:41 UTC)

ein Beispiel für diesen Punkt bietet laut Haugen die seit der Renaissance erfolgte Übernahme des Lateinischen, bzw. lateinischer Elemente in die wichtigsten europäischen Kultursprachen (da es sich in diesem Fall aber um bereits voll *entwickelte* Sprachen handelte, sind die dt. Termini wie „Ausbau" oder „Sprachpflege" hier wohl zutreffender als *elaboration*, die eher auf sich noch *entwickelnde* Sprachen zutrifft.

Wir sollten aber nicht auf einer Überprüfung von *Haugens* Modell beharren, sondern berücksichtigen, erstens, was lg. pl. im Sinne der Mehrzahl ihrer Verfechter ist, und, zweitens, wo der Anknüpfungspunkt zu unserer Diskussion der Überlebenschancen der sog. 'kleinen' romanischen Sprachen ist.

Das lg. pl. umfaßt dann — verfolgen wir die neueren programmatischen Formulierungen etwa bei Fishman (1983) — 3 wichtige Arbeitsschritte: 1.) die empirischsprachliche sowie soziolinguistische Planung einer zu normierenden Sprache; 2.) die sprachpolitische Durchsetzung dieser Norm; 3.) Überprüfung der Akzeptanz, bzw. affektiven Haltung der Sprachgemeinschaft gegenüber dieser vorgegebenen Norm.

Es wird die Rolle des *policy pl.* deutlich, die die kardinale Rolle im lg. pl. — Programm spielt. Nur scheint uns, daß die Sprachplaner den eigentlich *politischen* Aspekt für das lg. pl. in seinen konkreten Auswirkungen nirgends genau vorausgesehen noch definitorisch begrenzt haben. In der Tat ist jede Art. von lg. pl. — gleichgültig ob erfolgreich oder nicht — in einem nur schwer bestimmbaren Maße gesellschafts*politisch*; unklar scheinen uns aber die Vorstellungen der Linguisten hinsichtlich ihrer Einflußmöglichkeiten in autoritären Staaten oder Gesellschaften, für die jede sprachliche Äußerung, Planung, Reform oder Normierung unmittelbarer Ausdruck politischer Vorstellungen, bzw. Vehikel für deren Propagierung werden kan. Hier dürfte lg. pl. gegen die ausdrückliche politische Duldung und ohne Einbeziehung offizieller politischer Maximen nicht durchführbar sein. Soweit hier Sprachplanung an der Sprache selbst zugelassen wird, ist diese Planung nicht am Sprachlichen selbst interessiert, sondern an einer verplanten Sprache im Dienste von Politik. Hier findet im Wortsinn „Sprachplanung" „Sprachlenkung" statt: die Sprache wird in eine bestimmte Richtung gelenkt.

Wir haben bisher noch nicht geklärt, um welche Art von „Sprache" (language) es sich beim lg. pl. überhaupt handelt. Gewöhnlich wird unterschieden zwischen

(a) official language
(b) national language

„*Official lg.*" ist die Bezeichnung einer Sprache, die in einer untersuchten Region/bzw. Land nicht notwendigerweise heimisch zu sein braucht, sondern bereits einen überregionalen, sogar internationalen Kommunikationswert haben kann: sie wird von der Regierung in spezieller politischer Absicht durchgesetzt und verwendet.

Unter „*national language*" versteht man schließlich jede einheimische Sprache, die als amtlich anerkannte deklariert ist: in manchen Fällen, wie etwa in der Schweiz, Kanada oder Belgien können noch eine andere oder mehrere Sprachen als offizielle Sprachen anerkannt sein. Es scheint so — das ist freilich kein „Gesetz" — daß sich — je größer die Zahl der nationalen Minderheitensprachen ist — die Zahl der zugelassenen offiziellen Sprachen innerhalb eines Staatsgebietes drastisch reduziert, vgl. Frankreich oder die

BDD-A1370 © 1986-1987 Editura Academiei
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 12:59:41 UTC)

Sowjetunion. Die historischen Voraussetzungen dazu lassen sich — wie in diesen beiden Beispielen — nur bedingt vergleichen. Wie groß der den nationalen Minderheiten oft nur als Trost garantierte Spielraum ihrer Sprache im Alltag ist, hängt von der Großzügigkeit der politischen Führung ab. Ob unter diesen Voraussetzungen ein lg. pl. im Sinne seiner Planer durchführbar ist, bzw. überhaupt noch angeregt werden sollte, scheint zumindest im Falle totalitärer Staaten zweifelhaft. Die Frage, ob im Rahmen des lg. pl. unter diesen Umständen nicht ganz auf eine Theorie des *status planning*/bzw. *policy planning* verzichtet werden sollte — oder wenigstens doch eine salvatorische Klausel gegen die mißbräuchliche Berufung auf das integrale lg. pl. — Programm eingeschoben werden muß — stellt sich hier.

Kommen wir zum 2. Abschnitt: Ein Beispiel für eine Sprachplanung bzw. Verschriftung: ist das Rumantsch-Grischun, eine neue romanische Schriftsprache?

1938 wurde das Rätoromanische — neben dem Deutschen, Französischen und Italienischen zur 4. Nationalsprache der Schweiz erhoben. 1981 entstand die jüngste romanische Schriftsprache: das Rumantsch-Grischun. Dieses Rumantsch-Grischun ist der schriftlich fixierte Repräsentant der (rätoromanischen) Mundarten im Kanton Graubünden. Daß das Rätoromanische erst 1938 zur Nationalsprache wurde, 'verdankt' es dem italienischen Irredentismus und Faschismus: Italien betrachtete damals nicht nur das Italienische der Schweiz im Kanton Tessin, sondern auch das Rätoromanische als zu Italien gehörig.

Als Pläne bekannt wurden, ital. Landkarten mit ital. ON des rätoromanischen Gebiets zu drucken (St. Moritz > *San Maurizio ?; Sils > *Seglia; Müstair > *Monasterio ?) legte die rätoromanische Bevölkerung Protest ein, aus dem sich eine gesamtschweizerische Volksabstimmung ergab, in der das Rätoromanische dann zur 4. Nationalsprache wurde. Ein linguistisches Kuriosum: es wurde vorher gar nicht bestimmt, *was* bzw. *wie* das Rätoromanische überhaupt ist: *das* Rätoromanische gibt es gar nicht wie etwa *das* Italienische, *das* Französische, *das* Deutsche — es gibt nur rätoromanische Mundarten, Dorfmundarten, die von Ort zu Ort oft stark variieren, diese Mundarten kommen z. T. als Schriftmundarten vor, d. h. sie weisen eine Schriftsprache auf, die man aber nicht eigentlich Sprache nennen würde. Für das Rätoromanische sind es mindestens 5 solcher schriftsprachlichen Fixierungen mit eigener Orthographie und z. T. eigenen Wörterbüchern:

1.) das Obwaldische (Sursilvan)
2.) das Nidwaldische (Sutsilvan)
3.) das Oberhalbsteinische (Surmiran)
4.) das Oberengadinische (Puter)
5.) das Unterengadinische (Vallader)

Die schriftsprachliche Form geht im Engadinischen bis ins 16. Jahrhundert zurück, in der Surselva bis ins 17. Welche dieser 5 verschriftlichten Formen bildet nun die Grundlage für die 4. Schweizer Nationalsprache? Etwa das Obwaldisch/Surselvische, das über die meisten Sprecher verfügt, oder das ältere Oberengadinische/Puter, oder alle 5 gleichermaßen? Gesetzlich ist das nicht geregelt, was zunächst keine Rolle spielt, da das Rätoromanische zwar Nationalsprache, nicht aber *Amts*sprache ist. Als *Amts*sprache sind nur

BDD-A1370 © 1986-1987 Editura Academiei
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 12:59:41 UTC)

die 3 anderen 'großen' Sprachen anerkannt. Ebenso erscheinen die Gesetz- und Verordnungen des Berner Bundesrates nur in diesen 3 Sprachen. Die Lage in Graubünden weicht hiervon ab. Hier hat das „Romanische" den Rang einer Amtssprache. Der Bürger kann sich in einer rätoromanisch — schriftsprachlichen Form an die kantonalen Behörden wenden, die ihre Gesetze gewöhnlich aber auf Deutsch herausgeben. Es gibt kaum einen Rätoromanen, der nicht wenigstens zweisprachig ist und auch Schwyzerdeutsch versteht.

Grundsätzliche Voraussetzung für die öffentliche Durchsetzung des Rätoromanische aber wäre, sich auf *eine* schriftliche Form, nicht deren 5 zu einigen. Aber welche dieser Schriftformen hätte nun die Grundlage einer allgemein akzeptierten schriftlichen Norm des Rätoromanischen bilden können ? Beispielsweise hätte man sich von folgenden Punkten leiten lassen können : Auswahl der Schriftsprache mit der ältesten Tradition (das Oberengadinische), oder Übernahme nach der größten Sprecherzahl (das Surselvische), oder Auswahl des für die anderen Romanisch-Sprechenden am leichtesten verständlichen Dialekts (das Surmeirische)? Eine Auswahl nach diesen Kriterien erscheint jedoch — selbst wenn sie, undemokratisch, per decret verordnet würde — in der Praxis nicht möglich : jeweils 4 Sprachen müßten zugunsten einer 5. auf ihre eigene Identität verzichten. Unter den Beiteiligten selbst schien bisher keine Einigung möglich. Die *Lia Rumantscha*, mit Sitz in Chur (Cuira), hat sich daher an den Züricher Romanisten Heinrich Schmid mit der Bitte um seine Mitarbeit bei der Schaffung einer Art „Kanzleiromanisch" gewandt.

Nach welchen Prinzipien ist nun Schmid bei der 'Konstruktion' des Rumantsch-Grischun (Kurz : RGr.) vorgegangen ? Es galt im wesentlichen Richtlinien aufzustellen, nach denen eine für alle Bündnerromanen verständliche *Schrift*sprache im überregionalen, öffentlichen Bereich geschaffen werden konnte. Eine solche *Schrift*sprache sollte nach einer Einleseperiode *gelesen* werden können — der Lernprozess sollte sich also nicht auf das Erlernen einer neuen, konstruierten Sprachnorm erstrecken. Diese neue Schriftsprache RGr. soll außerdem keineswegs — etwa in den Schulen — die bisherigen rätorom. Schriftsprachen ablösen — ihre Anwendungsmöglichkeit liegt dort, wo sie sich als eine schriftliche koiné in Radio und TV als eine Art „Vorlesesprache" für politische Sendungen, vor allem aber auch für die Werbung eignet. Diese politisch-kommerzielle Verwertbarkeit sichert dem Rumantsch-Grischun das notwendige öffentliche Interesse-Garant der Überlebenschancen, die von der sprachtheoretisch konzipierten Idee von der Notwendigkeit einer vereinheitlichten Schriftform allein nicht zu erwarten gewesen wäre. Auch hätte sich wohl keine der beiden Hauptsprecharten des Bündnerischen — Surselvisch und Engadinisch — als alleinige Schriftform durchsetzen lassen : neben der psychologisch zu erwartenden Ablehnung durch die Sprecher der anderen Mundarten bestehen auch wieder größere sprachliche Gegensätze zwischen den beiden Hauptvarianten. Dazwischen liegt als eine Art Verbindungsbrücke das Surmeirische, die mittelbündnerische Variante des Albula- und Hinterrheingebietes. Zwei Möglichkeiten der Sprachplanung boten sich theoretisch an :

1.) entweder die teilweise Anpassung des surmeirischen an beide Nachbarn, oder

BDD-A1370 © 1986-1987 Editura Academiei
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 12:59:41 UTC)

2.) Ausgang von beiden, Surselvisch *und* Engadinisch, mit dem Surmeirischen als ausschlaggebender Form, wenn die beiden ersten voneinander abweichen.

Damit hätte die Forderung Schmids, möglichst wenig zu konstruieren, sowie die dialektale Vielfalt zu berücksichtigen, weitgehend Beachtung gefunden. In der Tat hat Schmid die 2. Möglichkeit gewählt. Wir geben einige Beispiele für diese corpus-Planung aus dem Wortschatz: allen Mundarten ist gemeinsam vulgärlat. BASSU > rätor. *bass* = RGr.; BASILICA *baseglia* = RGr.

Nicht immer liegt aber eine solche etymologisch-lexikalische Übereinstimmung der verschiedenen Mundarten vor: in diesem Fall richtet sich die neue RGr. Form nach der dem Surselvischen und Unterengadinischen (Vallader) gemeinsamen:
VADIT: untereng. / surs. *va*, obereng. / surm. *vo* → RGr. *va*. Weichen jedoch die *ue.* und *sr.* Form ihrerseits voneinander ab, so soll die Übereinstimmung des surmeirischen (*sm.*) mit einer der beiden Mundarten den Ausschlag geben, also

ue. + sm.

oder

sr. + sm.

z. B. vlat. PLANTA: Sr. *plonta*, *Ue* + Sm. *planta*; Ergebnis: RGr. *planta*
— oder vlat. ALBUS: Ue. *alb*, Sr. + Sm. *alv* → RGr. *alv*

In diesen Beispielen sind die einzelnen Formen etymologisch noch gut „durchsichtig" (H.-M. Gauger). Das gleichsam aus den Varianten gezogene Mittel für die neue RGr. — Form entfernt sich nicht weit von der Form der einzelnen Varianten. Dieses an sich einfache — eher mechanische — Verfahren kann aber dort keine Anwendung finden, wo die Mundarten stark differenzieren, z. B. für das Wort „Teppich"

Sr. *teppi* Sm. *tarpun* Ue. *tapet* → RGr. ?

Auf der lautlich-phonologischen Ebene bereitet dieses Prinzip der Übernahme der möglichst allen Dialektvarianten gemeinsamen Elemente keine besondere Schwierigkeit, zumal die Phoneminventare keine großen Unterschiede aufweisen: im neuen Rumantsch-Grischun sind beispielsweise die nur im Engad. vorkommenden gerundeten Vokale [ö] und [ü] nicht vorgesehen. Das neu konstruierte Vokalsystem ist so gereinigt, daß es nur noch 5 Vokale *i, e, a, o, u* enthält sowie die Diphthonge *ai, au, ie, uo* als Archieinheiten. Die aus der Reduzierung des Phoneminventars entstehende Auswirkungen, z. B. aufgrund des Wegfalls des engad. [ü] und [ö], erfahren folgende „Therapie" (J. Gilliéron):
vlat. MURU > ue. *mür*, sm. *meir*, sr. *mir* → RGr. *mir*
vlat. OC(u)LU > ue. *ögl*, sm. *ögl*, sr. *egl* → RGr. *egl*
d. h. es wird diejenige Form gewählt, hier also die surselvische, die man dem Engadinischen als am ähnlichsten ansieht: also auch hier wieder das Prinzip der lautlichen Angleichung unter Bewahrung der etymologischen Durchsichtigkeit. Aber nicht immer entspricht einem engad. [ö] oder [ü] in den übrigen Mundarten ein *e*, bzw. *i*: z. B. ergibt sich in gedeckter Stellung (d. h. Silbe endet auf Konsonant), aus dem lat. *ū* ein *e*, nicht *i*:

lat. FRUCTU > ue. *früt*, sm. *fretg*, sr. *fretg*.

BDD-A1370 © 1986-1987 Editura Academiei
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 12:59:41 UTC)

Um aber eine analogische Vereinheitlichung zu erreichen, „konstruiert" man für das Rumantsch-Grischun, entsprechend *MURU* zu RGr. *mir* (siehe oben), auch für FRUCTUS ein unetymologisches *fritg*, statt *fretg*. Solche Konstruktionen sind aber nur möglich, wo kein Homonymiekonflikt entsteht. Da nun die neue Sprache in erster Linie als eine *geschriebene* Sprache konzipiert wurde, ist auch das Graphemsystem von Interesse. Hier waren, im Gegensatz zu den bisher diskutierten Bereichen, nur wenige Veränderungen erforderlich : ein graphematisches Problem stellt eigentlich nur die stimmlose Affrikate *č* = [tsch] dar, die im Engadinischen als *ch*, im Surselvischen und Surmeirischen als *tg* geschrieben erscheint. Nach dem bisherigen Mehrheitskriterium, also Sr. + Sm. steht im Verhältnis 2 : 1 gegen das Engadinische, hätte die Entscheidung zugunsten der Sr+Sm-Graphie *tg* ausfallen müssen. Diese Graphie würde aber das engadinische Schriftbild beträchtlich verfremden, da es hier für die recht häufig vorkommende Affrikate [tsch] stehen würde, die die Entwicklung von lat. *k* vor *a* > engad. [tsch], *cantare* > *chantàr*, wiedergibt und bisher eben mit *ch* geschrieben wurde. Umgekehrt war die Graphie *tg* im Surselvischen nicht häufig, da die genannte Palatalisierung von *k* vor *a* nicht eintrat, also CABALLUS > *cavagl*, usw.

Schmid schlägt in dieser Frage vor, die Affrikate [tsch] im Wort*an*laut mit *ch* — also wie bisher im Engadinischen — zu schreiben, wo auch die Surselvaner an ihr nicht-palatales *c* gewöhnt sind ; im Wort*in*laut oder *Aus*laut dagegen *tg*, wie bisher schon im Surselvischen und Surmeirischen.

In der Morphologie erweist sich die angestrebte Vereinheitlichung als weitaus schwieriger ; die unterschiedlichen grammatischen Formen und deren z. T. auch divergierende Funktionen lassen sich nicht ohne weiteres nach dem Mehrheitsprinzip auf einer höheren Abstraktionsebene neu konstruieren. In Anbetracht der unterschiedlichen Strategien, deren Erfolg es erst noch zu überprüfen gilt, sollten wir hier — auch wegen des umfangreichen Materials — auf die Schilderung von Einzelheiten verzichten und lediglich einige typische Eingriffe, bzw. vereinheitlichende Konstruktionsversuche erwähnen :

Es gilt wie in der Phonetik dasselbe Prinzip : Surselvisch und Engadinisch (Vallader) bilden die Grundlage, bei Divergenze ist das Surmeirische der Entscheidungsfaktor : z. B. wird der Plural der maskulinen Substantive und Adjektive regelmässig durch *-s* gekennzeichnet ; dagegen fallen Unterschiede in der Pluralbildung als auch in der Bildung der femininen Formen hinsichtlich des Wortstammes vor allem im Surselvischen auf :

iev/*ovs*
*tg*iern/corns, corna
bien/*buna*, *buns*, *bunas*

Stabilität zeigt das Engadinische und vor allem das Surmeirische :

öv/övs
corn/corns, corna, -s
bel/*bela*, usw.

In der Nominalflexion zeigen sich dann meist die nach dem Surm. ausgeglichenen Stammformen, z. B. :

BDD-A1370 © 1986-1987 Editura Academiei
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 12:59:41 UTC)

Surs. :	Untereng. :	Surm. :	RGr. :
iert/orts	üert/üerts	iert/ierts	iert/ierts
iev/ovs	öv/övs	ov/ovs	ov/ovs
vierm/viarms	verm/verms	verm/verms	verm/verms
aber :			
bien/buna	bun/buna	bung/bunga	bun/buna

Für die Syntax stellen sich aufgrund der gemeinsamen funktional-typologischen Übereinstimmung, beispielsweise wegen der im allgemeinen feststehenden Satzelemente-Verknüpfungsregeln keine größeren Probleme. Als morphosyntaktisches Beispiel kann der häufig erforderliche, negierte Imperativ (im Singular) dienen :

gida buc/nu güdar/betg gida → gida betg.

Diese neue Schriftsprache RGr. scheint — von ihrer Konzeption her — womit wir kein ästhetisches Urteil verbinden wollen — eine vorwiegend auf die einfachere, alltägliche Sprache gerichtete Verschriftlichung wiederzugeben. Sie bietet gegenüber den uns bekannten Plansprachen drei Vorteile :

(1.) sie ist auf einer natürlichen, d. h. geschichtlich gewachsenen Grundlage entstanden ;

(2.) sie ist daher auch nicht in einem übertriebenen Maße 'geplant' oder 'konstruiert' — sie hat durch ihre Nähe zu den einzelnen Mundarten — die Möglichkeit, an deren natürlichem Sprachwandel teilzunehmen und sich dadurch gleichsam selbst zu „korrigieren" ;

(3.) Wir können — weil der Grad der gegenseitigen Beeinflussung überprüfbar wird —, prinzipiell eher auf die Akzeptanz einer derart geplanten Sprache schliessen und Rückschlüsse ziehen, wieweit ein solcher Eingriff (a) überhaupt möglich und (b) sinnvoll ist.

Können wir nun bei der Verschriftung des Rumantsch-Grischun von „Sprachplanung" sprechen ? — Wir glauben schon ! Es ist allerdings eine Sprachplanung für einen räumlich begrenzten Bereich, für eine 'kleine' Sprache. Die wesentlichen Forderungen des lg. pl. kommen — in vereinfachter Form — hier zur Anwendung : eine Art status planning — angestoßen, durch die genannte Volkabstimmung — ohne übertriebene politische Implikationen, also beispielsweise kein Ideologie-Transport ; diese Art von hier vorliegendem status pl. scheint uns — im positiven Sinne — gesellschaftspolitisch abgestimmt : Rücksichtnahme auf den Wunsch nach ethnischer, kultureller und damit auch sprachlicher Selbstdarstellung einer Bevölkerungsminorität.

Bei der corpus-planning der neuen Schriftform des Rumantsch-Grischun handelt es sich letztlich um ein Experiment, dessen Resultate, bzw. Erfolge noch nicht abzusehen sind. Deshalb können wir heute auch die Frage noch nicht beantworten, ob Verschriftung — zumindest in diesem Beispiel — eine 'kleine' Sprache vor dem 'Tod' bewahren wird.

Wie ist die Situation in anderen 'kleinen' romanischen Sprachen, die wir noch streifen wollen ? Für die Verteidiger der Okzitanischen, d. h. der nicht-französischen Mundarten Südfrankreichs, war es spätestens seit Frédéric Mistral und seinen Mitstreitern, den *Félibre(s)*, d. h. „Dichtern" wie J. Roumanille und T. Aubanel, keine Frage, daß die Mundarten nur über-

BDD-A1370 © 1986-1987 Editura Academiei
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 12:59:41 UTC)

leben könnten, wenn sie neben ihrer mündlichen Verbreitung auch eine schriftliche Form aufweisen würden. Bedauerlicherweise scheint — wie neue Untersuchungen etwa von B. Schlieben-Lange, G. Kremnitz oder R. Lafont zeigen — bis heute weder Klarheit noch Einigung darüber zu bestehen, in welcher Form und auf welcher Grundlage eine solche schriftliche Kodifizierung erreicht werden könnte. Dies mag verwundern bei einer Sprache, die im ausgehenden Mittelalter eine der frühen und schönsten Blüten europäischer Literatur hervorgebracht hatte. Aber diese Blüte ist — wie gesagt — schon lange gewelkt. Als Erklärung für die ungesicherte Lage des Okzitanischen spielen heute vor allem 2 Faktoren eine wesentliche Rolle :

1. der starke Einfluß des Französischen, der von den zahlreichen Städten ausgehend die traditionell sprachlich noch eher konservativen Landgebiete gleichsam 'unterwandert' ;

2. eine — im Vergleich zum Bündnerromanischen — zwar nicht nachweisbare, aber offensichtlich doch schwächere Resistenz gegenüber dem meist kritiklos und als selbstverständlich hingenommenen Prestige des Französischen. Sicherlich spielt dabei der von den Sprechern nicht als besonders groß empfundene Unterschied des Okzitanischem zum Französischen eine wichtige Rolle : in Bezug auf das Französische gesehen wird die eigene Sprache oft zum »patois«, womit sich im Selbstverständnis dieser Sprecher dann eher eine dialektale, stärker vielleicht noch soziolektale, Komponente dieses auf weitgehender Unkenntnis der der Sprachgeschichte beruhenden Trugschlusses auftut : die alltäglich praktizierte Zweisprachigkeit Okzitanisch Französisch wird damit eher als kompetenter Einsatz zweier Dialekt-Varianten gefühlt. Dagegen scheint die Mehrsprachigkeit im Rätoromanischen im Falle der Opposition Romanisch : Deutsch zu einem stärkeren *Sprachbewußtsein* der Sprecher und von da aus auch zu genauer formulierten, bewußt eingesetzten Erhaltungsstrategien zu führen.

Wer spricht nun Okzitanisch, wieviele Sprecher sind es ? Laut Kremnitz (1974 : 355) stellt man mit Blick auf den *primären* Sprecher eine weitgehende Unwissenheit, ein „Unterbewußtsein" über den Status der eigenen Sprache dar : das Wissen um den Unterschied zum Französischen ist — wie schon gesagt — eher diffus und erlaubt keine realistische Einschätzung des Stellenwertes der eigenen Sprache. Die Situation ändert sich bei den sekundären Sprechern, deren Zahl laut Kremnitz (p. 356) im Gegensatz zu den primären Sprechern ganz offensichtlich im Steigen begriffen ist : darunter ist schließlich die erklärte Schar der Okzitanisten zu finden, die von den provenzalischen Félibrige-Anhängern, oder den Schülern mit sekundärem Okzitanisch-Unterricht bis hin zu denen reicht, die zwar nicht erklärte Anhänger des Okzitanischen sind, aber doch eine Ausbildung in dieser Sprache, bzw. im Medium dieser Sprache genossen haben ; allen diesen Leuten sind folgende 3 Punkte gemeinsam :

1.) Kennen sie alle den *Namen* der Sprache, die sie sprechen : „Okzitanisch" ; man weiß, daß man nicht irgendwie »patois» spricht, sondern eben okzitanisch ;

2.) Das nicht erst aus der Zeit der Französischen Revolution in politischer Absicht geprägte Vorurteil gegenüber den angeblich minderwertigen »patois» besteht hier *nicht* : man schämt sich seiner Sprache nicht ; daraus resultiert als wesentlicher Punkt :

BDD-A1370 © 1986-1987 Editura Academiei
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 12:59:41 UTC)

3.) das Okzitanische wird als unabhängige, dem Französischen gleichwertige Sprache anerkannt. Statistiken, die Auskunft über die Sprecherzahl geben könnten, lassen sich nur unter größten Schwierigkeiten erstellen (da es nach offiziellen französischen Vorstellungen in Frankreich nur eine Sprache, das Französische gibt, gibt es keine statistischen Unterlagen über die Minderheitensprachen): Zahlenangaben schwanken von 2 Mio (Primär-) *Sprechern*, 4—5 Mio, die Okzitanisch noch verstehen bis zur Übertreibung von 10 Mio Sprechern/bzw. Verstehen; realistisch mag nach Lafont (1971 : 56–7) die Zahl von 1–2 Mio Sprechern sein, höchstens jedoch 8 Miinsgesamt– darunter die Sprecher und auch die, die höchstens noch Verstehen (Kremnitz 1974 : 359).

Ein ähnlich labiles Gleichgewicht wie das Okzitanische zeigt zweifellos auch das in der Nordwestecke der iberischen Halbinsel gesprochene Galicische. Auch das Galicische ist weniger der Zahl seiner Sprecher nach eine 'kleine' Sprache (etwa 2,5 Mio Sprecher), als im Blick auf seine „litterärische Bedeutung", die Friedrich Diez einst als wesentliches Kriterium — neben der räumlichen Verbreitung — zur Konstituierung bzw. Klassifizierung einer romanischen Sprache angenommen hatte. Aber gerade am Beispiel des Galicischen erweist sich die Schwäche jenes Kriteriums: das Galicische kennt bis heute keine dem mittelalterlichen Provenzalischen vergleichbare literarische Hochblüte; die Apologeten des Galicischen fordern für diese typologisch zwischen dem Portugiesischen und dem Spanischen stehende Dialekt-Variante den Status einer eigenständigen Sprachform: läßt man die meist im gleichen Atemzug genannte Forderung nach mehr sozialer-kultureller Unabhängigkeit von Spanien zunächst einmal außer acht, wird nach den traditionellen *sprachlichen* Kriterien (literarische Tradition; eine ausreichende Anzahl charakteristischer Isoglossen) das Dilemma deutlich, dem Galicischen wenigstens auf der sprachlichsprachwissenschaftlichen Ebene den begehrten Autonomie-Status einzuräumen. Denn mit welchen *sprachlichen* Zügen wollen nun die Galicier heute ihre Abgrenzung gegenüber dem Ptg., mit dem ihre Mundart wohl mehr Züge gemeinsam hat, als mit den westlich angrenzenden spanischen Mundarten, begründen? Die Unterschiede sind, wie die folgenden Beispiele zeigen dürften, nicht besonders ausgeprägt. In mindestens 3 Erscheinungen unterscheidet sich das Galicische vom Portugiesischen:

1.) das Galicische hat keine nasalierten Vokale:

ptg.	patrõue (dialektal)	—	galic. petrón
	rão	—	ran, ra
	minhão	—	mañán, mañá

2.) *-o* in finaler Position wird im Nordptg., wie auch im Normptg., zu *-U*; keine Schließung dagegen im Galic., z. B. *porco, porcos*:

nordptg.	[pǫ́rku, pǫ́rkuš]
normptg.	[pǫ́rku, pǫ́rkuš]
galic.	[pǫ́rko, pǫ́rkoš] (š = apiko-alveolarer stimmloser Frikativ)

(ž = präpalat-stimmhafter Frikativ)

BDD-A1370 © 1986-1987 Editura Academiei
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 12:59:41 UTC)

3.) die sog. *geada* (Entwicklung von [g] zu einem aspirierten [g] = stimmhafter, velarer Frikativ) ist charakteristisch für einen Großteil ausschließlich der galic. Dialekte.

Dagegen ist die Zahl der signifikanten ptg.-galic. *Übereinstimmungen* zumindest zahlenmäßig größer als die der Unterschiede:

1.) Diphthonge wie *tierra, Barcielos, fuogu, puartu*, die charakteristisch sind für die *hablas mínotas*, also das Gebiet des Minho, fehlen sowohl im Nordp als auch im Galicischen.

2.) das Fehlen der Opposition zwischen v [v] und b [b]: *vaca* = *boi* (= [b])

3.) Erhaltung von [č], stimmlose palatale Affrikate, z. B. *chamar*, die in den nicht-nordptg. Dialekten zu [š] (stimmloser präpalataler Frikativ) wurde.

4.) Nicht-Palatalisierung von finalem *-s* in der Silbe: *os gatos*

galic.	[ož gátoš]
nordptg.	[uz gátus]
normptg.	[už gátuš]

(ž = stimmhafter, apikoalveol Frikativ)

Das Galicische reicht aber auch nach Spanien in das Leonesische hinein. Auch hier ist wenigstens die Zahl der galicisch-leonesischen Übereinstimmungen wieder größer als die der Unterschiede:

Gemeinsamkeiten:

1.) Erhaltung der Diphthonge *ei, ou, oi*: *primeiro, contei, touro, roubar, salmoira, coiro*, usw.

2.) f-: *fillo, facer, fame*, usw.

3.) Existenz von *-md-* (statt *-mbr-*): galic. *pomba, lambeb*, leon. *palomba, llamber*, usw.

4.) Ergebnis von *m* in *home, cume, vime, fame* = gal. + west- / zentralleon. gegenüber ostleon. *-mbb-* wie im Kastilischen: *hombre, cumbre*, usw.,

5.) *pl, fl, cl* werden zu *ch* [č]: galic. + leon. *chover, chaga*; *chousa-chamar*; *cheirab, chama*;

6.) Existenz von *x* [š]: galic, *xeab, xaneiro, xesta, coxo peixe, xeira*, leon. *xelar, xaneiro, xiniestra, coxu, peixe, xeira*, gegen kast. *janeiro*, usw. (bzw. *enero*)

7.) Erhaltung der Phase *it* (< *-ct-, -ŭlt-*), gal. *barbeito, leituga, noite, coitelo*, leon. *barbeito, šeituga, nuite, cuitiellu*, usw.

Dagegen die galic.-leonesischen Unterschiede:

1.) aus lat. *ĕ* und *ŏ* entwickelte das Leon. die Diphthonge *ie, ia*; *uo, ue, ua*: leon. *pia, diaz, yeg, tierra, puorto, cuernu puarta*, die im Galicischen ohne Diphthonge erscheinen: galic. *pé, dez, eg, terra, porto, corno, porta*, usw.

2.) Erhaltung von intervokalischem *-n-* und *-l-* im Leonesischen: *venir, lluna, moler, caliente*; aber galic. *vib, lúa, moer, quente*;

Sicherlich läßt sich im Sinne von J. Leite de Vasconcellos („Esquisse d'une dialectologie portugaise", Paris — Lissabon 1901, ²1970) das Galicische als ein „Ko-Dialekt" (neben anderen Ko-Dialekten wie das Riodonoresisch, Guadramilesisch und das Mirandesische im nordöstlich ptg.-span. Grenzgebiet) bezeichnen: gerechtfertigt scheint diese Sicht wegen der Nähe zum

BDD-A1370 © 1986-1987 Editura Academiei
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 12:59:41 UTC)

Nordportugiesischen; andererseits sind die Gemeinsamkeiten zum Leonesischen, also zum Spanischen hin, die wir eben aufgezählt haben, nicht zu übersehen. In Anlehnung an das Vorbild des Katalanischen als einer „Brükkensprache", *lengua puente*, zwischen der Ibero-Romania und der Gallo-Romania, würden wir das Galicische mit demselben Terminus belegen.

Eine solche Interpretation aus linguistischer Sicht wird den Erwartungen der Freunde des Galicischen unter Umständen nicht gerecht. Solchen Erwartungshaltungen kommen die überprüfbaren sprachlichen Fakten aber nicht unbedingt entgegen. Erfüllen sich die Autonomie-Wünsche nun ohne weiteres — wenigstens auf kulturellem Gebiet — durch eine Kodifizierung der Schriftsprache? Überraschenderweise ist dieser Punkt in den Überlegungen der Galicier gar nicht in Frage gestellt: die Schaffung einer schriftsprachlichen Norm scheint eine unabdingbare Maxime zu sein. So stehen dann vorwiegend praktische Fragen nach der Festlegung einer von den unterschiedlichen regionalen-dialektalen Varietäten abstrahierenden gemeingalicischen Schriftform im Vordergrund der Betrachtung. Wir wollen dieses Vorgehen hier nicht nachzeichnen, sondern uns mit dem Hinweis auf Institutionen bzw. wissenschaftlichen Arbeiten begnügen, die diese Normierungsversuche vorantreiben: so z. B. die Real Academia Gallega mit ihren „normas ortográficas e morfolóxicas do idioma galego" (1970), das *Instituto de Lingua Galega* (1971), die Abteilung *Gallego — Portugués* in der *Sección de Filologia Hispánica* (1976) oder die Galicisch-Kurse in den Schulen in La Coruna, oder im *Instituto de Idiomas* in Santiago oder in Lugo, oder die bereits 1930 vom *Seminario de Estudos Galegos* herausgegebenen „Algunhas normas prá unificazón do idioma galego" oder die 1966 erschienene *Gramática del gallego común*, usw. Aber auch im Fall des Galicischen scheinen uns Zweifel angebracht, ob die genannten Normierungs-/oder Kodifizierungsversuche über ihren linguistischen Selbstzweck hinaus einen Beitrag zum sprachlich-kulturellen Überleben des Galicischen leisten können. Auf jeden Fall dürfen diese Anstrengungen als Anzeichen für ein erwachtes, geschultes sprachliches — und auch politisches — Selbstbewußtsein der Bewohner dieser Region gewertet werden. Ob mit der Stärkung dieses Gefühls tatsächlich auch eine größere politische Selbständigkeit erreicht werden kann, bzw. überhaupt erstrebenswert ist, dürften wohl nur die Ungeduldigen unter den galicischen Patrioten mit einem von keinen Zweifeln getrübten 'ja' beantworten. Uns scheint dagegen die Gefahr eines Aufgehens dieses Dialektes in seinen beiden sprachlich und politisch mächtigen Nachbarn Portugiesisch und Spanisch nach wie vor nicht von der Hand weisbar: ein Dialekt, der so enge genetisch-typologische Übereinstimmungen wie das Galicische zu seinen Nachbarn zeigt, hat sich sprachlich selbst nicht stark genug abgegrenzt.

Kommen wir endlich zur letzten der 'kleinen' romanischen Sprachen, die wir noch behandeln wollten: zum Aromunischen (rumän. *aromână*). Es handelt sich um einen früher noch weiter auf dem Balkan verstreuten rumänischen Dialekt, der sich schon lange, vielleicht bereits seit dem 11. Jahrhundert von dem im Norden der Donau gesprochenen Rumänischen, *dacoromână*, abgespalten hatte. Unter den bisher genannten 'kleinen' romanischen Sprachen weist dieser Dialekt — oberflächlich gesehen — wohl die geringsten Überlebenschancen auf: sein sprachliches Schicksal, seine Verbreitung über Jugoslawien, Albanien, Bulgarien und Griechenland erinnert entfernt an die Lage

BDD-A1370 © 1986-1987 Editura Academiei
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 12:59:41 UTC)

des idg. (iranischen) Kurdischen, das sich — abgesehen von seiner tristen politischen Lage — sprachlich in einem kyrillisch/russischen, arabischen und türkisch/lateinischen Schrift- / bzw. Sprachraum zu behaupten hat. Das Aromunische liegt in einer weniger exotischen Umgebung, vor allem im griechischen Sprachraum mit etwa 200 000 Sprechern, im albanischen Raum mit etwa 70 — 100 000, im jugoslawisch / serbischen Bereich mit etwa 50—80 000 Sprechern, mit Splittergruppen in Bulgarien. Die Aromunen dürften heute, zusammen mit jenen, die in Rumänien — vor allem in Bukarest — leben, die Zahl von 400 000 Sprechern nicht übersteigen. Sonst aber scheinen diese Aromunen vergessen zu sein, keines der Länder, in dem sie zur ethnischen Minderheit gehören, erwähnt sie in demoskopischen Untersuchungen, nicht zu sprechen von einer in der jeweiligen Landesverfassung in irgendeiner Form anerkannten politischen Existenz oder gar von formulierten Minderheiten — Rechten. Totgeschwiegen — man sollte sich wundern, daß es die Aromunen überhaupt noch gibt. In der Tat scheinen sie doch resistent genug zu sein : neue Sprachaufnahmen der Herausgeber des *Balkan-Archivs* (Johannes Kramer / Wolfgang Dahmen), die vor allem in Griechenland durchgeführt wurden — Albanien bleibt verschlossen — fördern Erstaunliches zutage: zumindest zahlenmäßig zeigen die Aromunen ein überraschend vitales Beharrungsvermögen, vielleicht erklärbar durch ihre Konzentration auf bestimmte kleinstädtische Siedlungspunkte und traditionell bäuerliche Ansiedlungen. Die alten Sozialstrukturen und die alten Erwerbsquellen der Aromunen sind nicht nur in ihren heutigen sozialistischen Heimatländern, sondern auch in Griechenland weitgehend aufgebrochen. Weshalb sind die Aromunen dann aber sprachlich noch nicht in ihrer dominanten Umgebung aufgegangen, die im alltäglichen Überlebenskampf doch gerade Anpassung an diese Länder voraussetzt ? Diese Frage können wir nicht beantworten — vielleicht gibt es Ethnien, Minderheiten, die sich gerade unter starkem äußeren Druck besonders bewähren. Aus sprachlicher Sicht aber waren die Aromunen dafür — so scheint uns — nie besonders begünstigt — wenigstens lassen sich keine herausragen sprachlich-kulturellen Ereignisse anführen, die als Ausdruck eines verstärkten, erwachenden Selbstbewußtseins interpretiert werden könnten. Eine literarische Tradition liegt nicht vor, die Volksdichtung und Balladen-Überlieferung einfacher Stoffe erfolgte mündlich, von einer schriftsprachlichen Tradition im engeren Sinne können wir nicht eigentlich sprechen. Als erstes Zeugnis nennenswerter Bedeutung kann das dreisprachige Wörterbuch des Anastasios Kavalliotis (griech. καβαλλιότης), 1718 — 1789 erwähnt werden, das 1770 in Venedig gedruckt wurde. Es handelt sich dabei um eine Art griechisch—albanisch—aromunische Wortkonkordanz von 1770 lexikalischen Grundeinheiten, vorwiegend aus der Alltagssprache, die einen den drei genannten Sprachen gemeinsamen Sachbereich abdeckte. Aber eine überregionale Verbreitung, bzw. größere Auflage scheint dieses Lexikon nicht gefunden zu haben, da uns heute nicht ein einziges Original mehr erhalten ist.

Wir stellen dann zu Beginn des 19. Jahrhunderts verstärkte Bemühungen um die Sprache, genauer, um die Fixierung einer aromunischen Schriftform fest : 1813 erscheint in Wien eine aromunische Grammatik von Mihai Boiagi („Gramatica română sau macedo-română") ; weitere Versuche, die Latinität des Aromunischen, bzw. seine enge Beziehung zum Dakorumä-

BDD-A1370 © 1986-1987 Editura Academiei
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 12:59:41 UTC)

nischen nachzuweisen, gehen auf George Constantin Roja zurück („Măestria ghioväsirii românești cu litere latinești, care sânt literele Românilor ceale vechi", Buda, 1809) ; beide standen in engem Kontakt zu den Vertretern der sog. „Siebenbürger Schule" um Petru Maior, Samuel Micu-Klein und Gheorghe Şincai, die — wenn auch bisweilen mit starken Übertreibungen — zu den frühen Verfechtern einer sprachgeschichtlich fundierten These der Latinität des Rumänischen gezählt werden dürfen. Interessanterweise hatten die beiden Aromunen Boiagi und Roja aufgrund ihrer Kontakte zur „Siebenbürgischen Schule" die genannte Grammatik sowie weitere Arbeiten zum Aromunischen in lateinischem Alphabet verfaßt, das in Rumänien selbst erst später, in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts das Kyrillische ablöste.

Sicherlich darf die Einführung des lateinischen Alphabets auch als ein bescheidener Versuch einer kulturellen Abgrenzung in erster Linie gegenüber dem Griechischen interpretiert werden : andererseits blieb gar keine andere Möglichkeit, als geplante Publikationen im 19. Jahrhundert in Ländern mit lateinischer Schrift, im Westen also, in Italien oder in Wien drucken zu lassen, da die Regierungen der einzelnen Gastländer der Aromunen kein Interesse an deren Veröffentlichung im eigenen Land hatten — eine 'Tradition', die bis heute strikt bewahrt wurde. Ende des 19. Jahrhunderts kommen noch einige wenige Zeitungen (Wochenblätter vor allem) von regionaler Verbreitung auf den Markt — aber selbst diese bescheidene Möglichkeit kultureller Regsamkeit ist heute nicht mehr gegeben — von Kontakten über die nationalen Grenzen hinweg ganz zu schweigen. Frühere wichtige Schulzentren der Aromunen, beispielsweise in Griechenland (Saloniki, Janina, im Epirus, oder in Grebena) existieren ohnehin nicht mehr. So ist unter Umständen die Frage nach den in die Sprachplanung, bzw. in die Verschriftlichung gesetzten Erwartungen — nicht nur für das Aromunische — vom Ansatz her falsch. Zumindest scheint uns das Aromunische ein Beispiel für eine unterdrückte Sprache, die sich auch ohne Schrift, ohne Bücher, vor dem Aufgehen in der jeweiligen Staatssprache zu bewahren mochte. Wir müssen aber fragen, wie lange dieser Widerstand noch halten kann. Dieselbe Frage sei hier auch im Blick auf die anderen, bereits erwähnten 'kleinen' romanischen Sprachen wiederholt.

BIBLIOGRAPHIE (IN AUSWAHL) :

Bright, W. (ed.) (²1971) : *Sociolinguistics.* The Hague (Mouton) (Janua Linguarum, series maior XX).

Capidan, Th. (²1942) : *Aromânii, dialectul aromân. Studiu lingvistic.* Bucureşti.

Caraiani, N. Gh./N. Saramandu (1982) : *Folclor aromân grămostean.* Bucureşti (Ed. Minerva).

Cobarrubias, J./J.A. Fishman (eds.) (1933) : *Progress in Language Planning.* Berlin-New York-Amsterdam (Mouton/de Gruytar).

Cobarrubias, J. (1983) : „Language Planning : The State of the Art". In : Cobarrubias/Fishman (eds.) (1983) : 3—26.

Das Gupta, J./Ch. A. Ferguson (1977) : „The Problems of Language Planning." ; in : Rubin et alii (1977) : 3—7.

Ferguson, Ch. A. (1977) : „Sociolinguistic Settings of Language Planning", In : Rubin et alii (1977) : 9—29.

Ferguson, Ch. A. (1983) : „Language Planning and Language Change". In : Cobarrubias / Fishman (eds.) (1983) : 29—40.

Fishman, J. A. (1977) : „Comparative Study of Language Planning : Introducing a Survey". In : Rubin et alii (1977) : 31—39.

Fishman, J. A. (1983) : „Modeling Rationales in Corpus Planning : Modernity and Tradition in Images of the Good Corpus". in : Cobarrubias / Fishman (eds.) (1983) : 107—118.

BDD-A1370 © 1986-1987 Editura Academiei
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 12:59:41 UTC)

* * * (1983) : *Gramatica elementara dal* RUMANTSCH GRISCHUN : *Fonetica e morfologia.* Cuira (Chur), Lia Rumantscha.
* * * *gran enciclopedia gallega* ; fasc. 222/223, tomo 14 : „Galego". Gijón (España).
Haugen, E. (²1971) : „Linguistics and Language Planning". In : Bright (ed.) (²1971) : 50—71.
Haugem, E. (1972): *The Ecology of Language.* (Selected and introduced by Anwar S. Dil). Stanford (Univ. Press).
Haugen, E. (1983) : „The Implementation of Corpus Planning : Theory and Practice". In : Cobarrubias / Fishman (eds.) (1983) : 269—289.
Haupenthal, R. (1976) : *Plansprachen. Beiträge zur Interlinguistik.* Darmstadt.
Jernudd, Bjorn H. (1983) : „Evaluation of Language Planning. What Has the Last Decade Accomplished ?". In : Cobarrubias / Fishman (eds.) (1983) : 345—378.
Kloss, H. (1969) : „Research Possibilities on Group Bilingualism : A Report". Quebec (Intern. Center for Research on Bilingualism).
Kremnitz, G. (1974) : *Versuche zur Kodifizierung des Okzitanischen seit dem 19. Jhdt. und ihre Annahme durch die Sprecher.* Tübingen (Narr, *TBL* 48).
Kremnitz, G. (1981) : *Das Okzitanische. Sprachgeschichte und Soziologie.* Tübingen (Niemeyer, *RAH* 25).
Lafont, R. (1971/²1977) : *Clefs pour l'Occitanie.* Paris (Seghers, Coll. 'Clefs' 11).
Lewis, G. (1983) : „Implementation of Language Planning in the Soviet Union". In : Cobarrubias/ Fishman (eds.) (1983) : 309—326.
Muljačić, Ž. (1983) : „Verteidigungstrategien gefährdeter Sprachen". In : Nelde, P. H. (ed.) : *Theoria, Methoden und Modelle der Kontaktlinguistik. II* : 27—35. Bonn.
Rodriquez Gonzáles, E. (1958-61) : *Diccionario enciclopédico gallego — castellano.* 3 Bände. Vigo (España).
Rubin et alii (eds.) (1977) : *Language Planning Process.* (ed. by Rubin, J. / Bj. H. Jernudd / J. Das Gupta / J. A. Fishman / Ch. A. Ferguson). The Hague (Mouton).
Saramandu, N. (1972) : *Cercetări asupra aromânei vorbite în Dobrogea.* Bucureşti (Ed. Academiei).
Schlieben-Lange, B. (²1973) : *Okzitanisch und Katalanisch. Ein Beitrag zur Soziolinguistik zweier romanischer Sprachen.* Tübingen (Narr, *TBL* 20).
Schlösser, R. (1979) : *Bibliographie zum Aromunischen.* (= *Balkan — Archiv, N.F.* 4 : pp. 9—31.
Schmid, Heinrich (1982) : „Richtlinien für die Gestaltung einer gesamtbündnerromanischen Schriftsprache RUMANTSCH GRISCHUN". Chur (Lia Rumantscha).
Szemerényi, O. (1981) : „Sprachverfall und Sprachtod besonders im Lichte Indogermanischer Sprachen". In : *Amsterdamm Studies...* in Memory of J. Alex. Kerns, pp. 281—310.
Tauli, V. (1968) : *Introduction to a Theory of Language Planning* (= Acta Univ. Upsaliensis, Studia Philologica Scandinavica Upsaliensia 6). Uppsala.
* * * (1983) : *Vocabulari fundamental tudestg — rumantsch — grischun* : *A — D* ; II : *Pledari tudestg — r. gr.* (Georges Darmes). Cuira (Lia Rumantscha).
Weigand, G. (1894/5) : *Die Aromunen.* 2 Bände. Leipzig.

PLANIFICAREA LINGVISTICĂ EXEMPLIFICATĂ PE BAZA MICILOR LIMBI ROMANICE

REZUMAT

Lucrarea îşi propune ca, pornind de la fenomenul dispariţiei treptate la care sînt supuse unele limbi, să analizeze dacă, printr-o mai bună „planificare" lingvistică, micile limbi romanice n-ar putea fi scutite de o asemenea soartă.

În primul capitol este pus în discuţie conceptul de *language planning*, diferenţiat de cel de „limbi planificate" — limbi artificiale (esperanto, ido, volapük etc.). *Language Planning* se referă la chestiunile planificării normative şi standardizate în interiorul limbilor naţionale şi regionale ; disciplina este relativ tînără şi a fost iniţiată în jurul unui *International Research Project on Language Planning Process*, în S.U.A. Un exemplu de asemenea planificare îl constituie elaborarea normelor standard pentru scrierea dialectelor retoromane, în 1938 : astfel a luat naştere limba *rumantsch-grischun*, cu concursul romanistului Heinrich Schmid, însărcinat să alcătuiască pe baza celor 5 variante dialectale o retoromană unică, „de cancelarie". Şi în cazul altor limbi romanice „mici" s-a subliniat şansa lor de supravieţuire prin „fixarea" şi normarea lor în acelaşi sens (ca *occitana* sau *galiciana*). Într-un ultim capitol se reiau dezbaterile în jurul dialectului aromân din Balcani şi a rezistenţei sale (în ciuda diferitelor obstacole de ordin politico-cultural ce-l ameninţă), datorită, desigur, şi eforturilor de fixare şi „planificare" a sa ca limbă scrisă.

Universitatea din Konstanz
R.F. Germania

BDD-A1370 © 1986-1987 Editura Academiei
Provided by Diacronia.ro for IP 216.73.217.142 (2026-11-14 12:59:41 UTC)